

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 23 (1892)

Artikel: Die erste Schlacht bei Villmergen : 22. Januar 1656
Autor: Keller, A.
Kapitel: 8: Erzählungen und Betrachtungen über die Schlacht. Begebenheiten nach derselben
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-31324>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

8) Erzählungen und Betrachtungen über die Schlacht. Begebenheiten nach derselben.

Ueber das Gefecht bei Villmergen hat sich bald nachher ein ganzer Ciclus von wunderbaren Geschichten und Erzählungen gebildet, die größtentheils geistlichen Ursprungs sind und hier nicht ganz übergangen werden dürfen, weil sie zur Charakteristik der Zeit gehören.

Von den Schandthaten der Welschen in Hägglingen und Villmergen, der Verstümmelung der Marienbilder, der Entehrung der Kirchenfahnen, wurde bereits gesprochen. Manches mag von katholischer Seite hinzu erfunden worden sein, so die Erzählung, daß die Berner Soldaten aus den geraubten Meßgewändern Gasaggen (Waffenröcke) gemacht und die damastenen Kirchenfahnen als Schärpen umgebunden hätten, ebenso die Erzählung von dem verwundeten Berner, der laut geschrien habe, er könne nicht sterben, bevor ihm die Augen ausgestochen worden seien, wie er es dem Marienbild in Hägglingen gethan, und daß ihm ein Scharfrichter des luzernischen Heeres diesen Dienst erwiesen. Im Weiteren wird berichtet, daß der Thorwart in Lenzburg die Flüchtigen mit der sarkastischen Frage empfangen habe, ob das der Abfaß sei, den sie von ihrer Romfahrt heimbrächten? (Die Soldaten hatten nämlich beim Auszug aus Lenzburg am 22. ihren Feldzug mit einer Romfahrt verglichen.)

Allgemein verbreitet war dazumal, wie noch später, der Glaube an die Kraft der Amulete und Segensworte. So gieng bei den Katholischen die Sage, daß die Reformirten durch teuflische Künste sich gefroren und unverletzlich gemacht hätten. Um diesen Zauber zu überwinden, waren den katholischen Soldaten von ihren Geistlichen sogenannte Malefizzedelein ausgetheilt worden, die sie mit den Kugeln laden sollten; auch wurde ihnen angerathen, die Büchsen unter Ausrufung der Worte „verbum caro factum est“ zu laden.

Sodann wissen die katholischen Quellen von wunderbaren Zeichen am Himmel zu erzählen, welche theils schon zum Voraus den Katholischen den Sieg verkündeten, theils Zeugniß ablegen sollen von dem offenbaren Patronat der h. Jungfrau, unter welchem ihr Heer stand. Zurgilgen erzählt, daß schon in der Nacht vom 23./24. ein mondgroßer, wunderbar geflammter Komet 3—4 Stunden lang am

Himmel erschienen sei, sowie daß es während der Schlacht stark geblitzt und gedonnert habe, womit die weitere Mähr zusammenhängen wird, daß der General von Erlach vom Blitzstrahl so getroffen worden sei, daß er weder seine noch des Feindes Völker mehr gesehen habe. Allgemein verbreitet war auch der Glaube, daß während der Schlacht die Jungfrau Maria in einem glänzend weißen Kleide und mit einem himmelblauen Mantel in der Luft über dem Heere der Katholischen erschienen sei. Diese Mähr, von welcher zuerst die Jahrbücher der Kapuziner berichten, bestärkte Zurlauben durch die Mittheilung, daß bernische Gefangene ihm versichert, sie hätten eine Frau in einem blauen Kleide, wie ein Fähndrich vor dem katholischen Heere hergehen und dann plötzlich verschwinden gesehen, wogegen Bisling von Berner Soldaten nur gehört haben will, daß sie etwas Glänzendes in der Luft wahrgenommen hätten, das alle erschreckte.

Fragen wir nach den Ursachen dieses überraschenden Sieges der Katholiken über das mehr als doppelt so starke feindliche Heer, so lassen sie sich eigentlich in den Satz zusammenfassen: Es siegte die Tapferkeit der Luzerner Führer über die Disciplinlosigkeit der Berner. Die frische Thatkraft und Entschlossenheit Christoph Pfyffers und seiner Compagnieoffiziere gegenüber ihrem bereits verzagten und im Weichen begriffenen Heere ist über alles Lob erhaben, sie stellt nicht allein den Werth der Führung an und für sich in ein helles Licht, sondern zeigt uns auch die hohe Achtung und den großen Einfluß, welchen diese in fremden Kriegsdiensten, wie in der inneren Politik erprobten Männer bei ihrem Volke hatten. Dabei fällt in Betracht, daß es sich um einen Angriff über sehr schwieriges Terrain und wie jedermann wußte, gegen einen besser bewaffneten und doppelt so starken, in hohen, wenn auch gänzlich unverdienten Ehren der Kriegskunst stehenden Gegner handelte. Die Einsicht und Energie der Führer wurde allerdings auch auf Seiten der Mannschaft durch eine Eigenschaft unterstützt, welche von jeher dem Angriff eine ungemaine, fast unheimliche Kraft verliehen hat, durch den religiösen Fanatismus. Allerdings war derselbe auch im Heere der Reformirten lebendig, wie die Kirchenschändereien in Dottikon und Hägglingen satksam beweisen, allein beim katholischen Heere kam noch das Gefühl der Rache hinzu. Es herrschte in dieser Beziehung im katholischen Heere eine Uebereinstimmung des Willens, die auch den letzten Mann erfafte

hatte. Das religiöse Gefühl war durch die Ausschreitungen der Reformirten heftig erregt, sodann übte die Vorstellung, als Rächer der verletzten und verhöhten Gottheit aufzutreten, selbstverständlich einen großen Zauber und gab das Vertrauen, daß dieselbe ihr Werkzeug nicht im Stiche lassen werde. Nebenbei, wenn auch wohl in geringerem Maße, hat das Gefühl mitgewirkt, daß der Feind widerrechtlich und übermüthig die Landesmarke überschritten habe und daß es Ehrensache sei, den Invasor wiederum herauszuwerfen, denn strategisch waren die Berner die Angreifer, die Katholiken wehrten den Angriff nur durch den Gegenangriff ab. Demgegenüber erscheint das bernische Heer zum vornherein als der passive Theil, hier gab es nichts zu rächen, sondern höchstens die Folgen begangener Frevel abzuwehren. Leichtsinzig genug war man in das feindliche Gebiet eingerückt, bevor nur das ganze Heer bei einander war. Nunmehr bis Villmergen vorgedrungen, wußte außer dem General kein Mensch, zu welchem Zweck es geschehen und was weiter angestrebt werde, möglicher Weise war sich der Oberbefehlshaber darüber selbst nicht recht klar. Jedenfalls erzeugte die Situation ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit. Daß die Undisciplin und die Sorglosigkeit im Bernerlager eine Ursache der Niederlage war, ist unzweifelhaft; dennoch ist sie nicht die entscheidende, denn das katholische Heer hat nicht, wie man vielfach glaubt, die Berner in unfertigem Zustande überrascht und an der Bildung ihrer Schlachtordnung verhindert, vielmehr hat es ihnen fehlerhafter Weise Zeit gelassen, sich zu formiren, und anstatt in einem Zuge vom Schlosse Hilfikon hinweg auf Villmergen zu marschiren, hat es vor dem Bachtobel Halt gemacht und sich in ein ungleiches Feuergefecht eingelassen, das ihm bald theuer zu stehen gekommen wäre. Immerhin war die Unordnung im Bernerlager insofern eine indirecte Ursache der Niederlage, als sie die Bande des Vertrauens zwischen Führern und Soldaten lockerte und die für ein siegreiches Gefecht unerläßliche Einheit des Willens arg beeinträchtigte. Ganz thöricht ist es natürlich, die unleugbare Disciplinlosigkeit damit beschönigen zu wollen, daß man von den im Thun begriffenen Waffenstillstandsverhandlungen Kenntniß gehabt und daher einen feindlichen Angriff für sehr unwahrscheinlich habe halten können.

Was speziell das bernische Offizierscorps anbelangt, so ist ein

Einfluß des bernischen Obergenerals auf den Gang des Gefechts bei Villmergen nicht constatirbar; ja sämtliche Berichte ignoriren den General von Erlach bei der Affaire so absolut, daß man sich fragen muß, ob derselbe überhaupt beim Ausbruch des Gefechts zur Stelle war. Die bloße Thatsache, daß die Armeekanzlei in Villmergen war und Erlach dort am Vormittag den Schaffner von Hilfikon empfing, sowie daß er erst spät in der Nacht vom Schlachtfeld nach Lenzburg zurückkehrte, sind nicht genügend, seine Anwesenheit bei Beginn der Schlacht zu verbürgen. Er kann über Mittag nach dem Schloß Lenzburg zurückgeritten und erst auf den Kanonendonner hin wieder dorthin zurückgekehrt sein. Auch von den übrigen Oberoffizieren tritt keiner in irgend einer maßgebenden Weise hervor. Mehrfach wird in den Schlachtbeschreibungen hervorgehoben, daß viele Offiziere gleich bei Beginn der Schlacht und mit den ersten Flüchtigen nach Lenzburg geritten seien, „vorgehend, sie wollten mehr Volk holen“; andere, welche sich verspätet, seien aus ihren guten Quartieren herausgezogen und niedergemacht worden“. Auf der andern Seite fehlt es auch nicht an Ehrenmeldungen. So erzählt ein katholischer Bericht, daß der Cavalleriecommandant Guy von Neuchâtel der letzte auf dem Felde gewesen sei, und vor der Flucht noch seine beiden Pistolen auf den Hauptmann Walter von der Allmend abgeschossen habe. Von Hauptmann Zehnder, der auf dem Rebbergli kämpfte, erzählt Zimmerli, „daß er sich gar mannlich und herzhaft gehalten, und als ein redlicher, vaterländischer Herr dem Volk tröstlich und wacker zugesprochen habe.“ Durch einen Schuß ins Bein schwer verwundet, habe er sich auf den Knien noch bis in den Tod gewehrt. Von ebendemselben, sowie von Oberst May von Rued und Heinrich Hunziker, Altschultheiß und Stadthauptmann von Aarau, der in der Schlacht gefallen ist, erzählt Schilpli, daß sie die Soldaten ermahnt, sie sollten tapfer streiten, weil es Gottes Ehr, sein heilig Wort und das liebe Vaterland anbetreffen thue.“ Mag nun der Tadel oder das Lob mehr angebracht sein, Thatsache bleibt, daß von einer höhern Führung auf Seite der Berner nichts zu entdecken ist. Dieser absolute Mangel läßt sogar die Frage zu, ob die Aufstellung des Heeres in drei Schlachthaufen und ein auf der Kirchhöhe befindliches Reservecorps eine wirkliche, befohlene Schlachtordnung war, oder nicht vielmehr nur die Besammlung auf den zum voraus bestimmten Regimentsfammel-

plätzen, den sog. Alarmplätzen, wie solche bei Bezug von Cantonnement oder Lager immer bestimmt zu werden pflegen. Jedenfalls war diese Aufstellung als Schlachtordnung eine außerordentlich schlechte. Wir können zwar der Ansicht, wie sie in mehreren reformirten Schlachtberichten erscheint, nicht beipflichten, daß es fehlerhaft gewesen sei, das etwas abseits gelegene Rebbergli durch ein ganzes Regiment zu besetzen und daß man besser gethan hätte, alle drei Regimenter auf dem Felde des Thalackers zu vereinigen. Die ausreichende Besetzung des Rebberglühügels war durchaus nothwendig, denn diese Position sperrte direct den Weg von Hilfikon nach Villmergen, also die einzige gute Communication, welche vom Hilfikerfeld nach dem Lager der Berner führte. Wäre dieser Hügel nicht tüchtig besetzt gewesen, so würde das Heer der Katholischen im ersten Anlaufe nach Villmergen hineingekommen sein und die Deroute noch viel rascher und gründlicher stattgefunden haben, dem Bernerheere vielleicht sogar der Rückzug auf Lenzburg abgeschnitten worden sein. Auch die Aufstellung eines Reserve-Regiments auf der Kirchhöhe ist tactisch durchaus gerechtfertigt. Unbegreiflich fehlerhaft war dagegen, daß die auf dem Thalacker befindlichen beiden welschen Regimenter dort stehen blieben und nicht bis an den Grünhag vorrückten, welcher den dießseitigen Rand des Bachtobels des Hinterbaches krönte. Jedenfalls hätten die Musketire dorthin vorgesandt werden sollen, wie dieß von gegnerischer Seite am jenseitigen Grünhage geschehen war. Nur durch die Unterlassung dieser Maßregel konnte es den feindlichen Sturmcolonnen gelingen, das Bachtobel zu überschreiten, sich am jenseitigen Rande oben wieder zu ordnen und von dort mit geschlossener Wucht auf die mitten im Felde stehen gebliebenen beiden welschen Regimenter einzudringen. Wir haben gesehen, welche große defensive Kraft dem vom unteraargauischen Regiment vertheidigten Rebbergli beiwohnte, noch viel stärker, ja unüberwindlich war die Höhenlinie des herwärtigen Bachtobelrandes. Gegenüber diesem Versäumniß tritt tactisch alles Uebrige, was etwa noch gefehlt worden war, in den Hintergrund, selbst der Umstand, daß von den 14 Geschützen nur zwei in Action gebracht worden waren. Daß v. Erlach besser gethan hätte, mit dem Einfall in das feindliche Land zuzuwarten, bis er sein ganzes Heer beisammen hatte,

kommt hier weniger in Betracht, weil er ja auch so schon die große Mehrheit an Zahl auf seiner Seite hatte.

Das katholische Heer betreffend, so ist die Ursache des Sieges bereits erwähnt worden. Zurlauben bemerkt, daß die Katholiken den Sieg dem „Rosenkranz“ zugeschrieben hätten, „welchen die Soldaten insgemein, so lange sie im Feld lagen, bei Tag und Nacht kniend und öffentlich gebetet haben.“ In tactischer Beziehung verdient die Bemerkung von Zurlauben Beachtung, daß er gerathen habe, man solle die katholische Armee theilen und mit ca. 2000 Mann durch das Bärenholz den feindlichen linken Flügel umziehen und dem Feind den Rückzug abschneiden, zumal weil der Angriff in der Front zu schwierig sei. Man habe aber, bemerkt er weiter, Anstand genommen, sich zu theilen und so habe man zwar trotzdem gesiegt, aber allerdings weniger erreicht, als auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege, wie nachher Jedermann eingesehen habe. Daß Zurlaubens Rath nach heutiger tactischer Anschauung ein vollkommen richtiger war, ist ebenso unzweifelhaft, wie daß er nicht in die Schablone seiner Zeit paßte, sondern derselben um volle 150 Jahre voraus-eilte. Der Zug von 2000 Mann durch den Bärenholzwald ließ sich natürlich nicht in geschlossener Ordnung vollziehen, sie würden aufgelöst, wie durch ein Filter an der feindwärts gelegenen Lisière angekommen sein und hätten dann nur die Wahl gehabt, entweder in einer dichten Schützenlinie den Feind mit Feuer zu überschütten, oder aber in dichtem Schwarme sich auf ihn zu werfen, oder noch besser, das erstere vorangehen und das letztere nachfolgen zu lassen. Dieses an sich so nahe liegende Verfahren hielt die damalige Kriegskunst für unmöglich, weil sie von der Anschauung beherrscht war, daß man den Feind nur in tiefen, wohlgefügtten Schlachthaufen angreifen könne, die außer der feindlichen Schußweite formirt werden müßten und mit denen man über freies Feld successive dem Feinde näher zu rücken habe. Es giebt kaum ein anderes Gebiet der menschlichen Uebung, das so sehr in den Banden der Tradition gefangen bleibt, so sehr sich einer natürlichen Betrachtung der Dinge verschließt und so langsam und stoßweise sich weiter entwickelt, wie die Kriegskunst.

Als nach langer, eisigkalter Nacht endlich der Tag wieder anbrach, fiel sein bleiches Licht auf ein weites Leichenfeld und eine durch alle Gräuel der Zerstörung mitgenommene Ortschaft. Insbe-

sondere lagen Haufen von Todten, Sterbenden und Verwundeten im Hohlweg, der vom Rebberghügel nach dem Dorfe hinunterführt und im Dorfbache. Die meisten waren gefroren und durch Kolbenschläge bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt und verstümmelt. In der That schmerzlich groß waren die Verluste der Berner. Nach Zimmerli 573 todt, 396 verwundet, 66 gefangen. Davon entfielen auf die Zofinger Compagnie 42 Mann, auf die Aarauer 20, die Brugger (einzig aus der Stadt) 9, die Aarburger 11. Besonderes Lob spendete Zimmerli der Compagnies einer Vaterstadt Zofingen. Sie sei von Schultheiß und Hauptmann Johannes Suter angeführt gewesen, habe meist aus Piqueniren und Halleparten bestanden, sei schon unter dem österreichischen Löwen und nun auch unter dem Bären aus Anerkennung ihrer Tapferkeit auf dem äußersten rechten Flügel der Schlachtordnung gestellt worden, habe dort männlich gekämpft, und sei als die letzte in später Nacht von der Wahlstatt her in Lenzburg eingetroffen, wofür sie am 25. Februar darauf von Schultheiß, Rāth und Bürger der Stadt Bern ein Dankschreiben erhalten habe. Auch die Aarauer und Brugger hätten „ritterlich um ihre Panner gekämpft.“

Die Verluste des katholischen Heeres sind relativ klein. Zur lauben beziffert sie auf 28 Todte (davon 16 aus dem Luzernerbiet und 12 aus den Freiämtern) und ungefähr 300 Verwundete. Andere katholische Quellen geben die Zahl der Todten nach Aemtern detaillirt auf 44 an. Zimmerli gibt den Verlust, ebenfalls nach Aemtern geordnet, auf zusammen 192 an, wovon 106 Freiämter.

Unter der Beute steht oben an die Feldkanzlei des Generals von Erlach und diejenige des Obersten von May mit vielen interessanten Schreiben, die sich noch heute im Luzerner Staatsarchiv befinden. Sodann 9 Fahnen und 3 Fahnenstangen, alle mit Blut bespritzt und theilweise zerhauen und durchlöchert. Sie sind in einem zeitgenössischen Manuscript des Herrn Jacob Jost Meyer-Amrhyn von Luzern abgezeichnet und bei Zimmerli detaillirt beschrieben. Da für das eigentliche Gefecht nur die drei Regimenter May, Morlot und Dießbach mit zusammen 34 Compagnien in Betracht fallen, so haben dieselben demnach den dritten Theil ihrer Fahnen verloren. Es sind die Fahnen von Rorbach, Seengen, Rued, Wiedlisbach, Cully, Brugg, Suhr, sodann die Fahnen von Oberst von Erlach und von Oberst May. Ferner wurden erbeutet 10 Geschütze, wovon acht Feldstückli

von fast gleicher Größe, 1637 und 1638 gegossen und die beiden „Breisacherinnen“, gegossen 1646, welche General Hans Ludwig v. Erlach, Herr zu Castelen und Gebieter zu Breisach den Bernern schenkte, dann zwei Petarden und eine große Zahl von Waffen und Ausrüstungsgegenständen aller Art. Insbesondere groß war die Beute an Corpsmaterial und Feldgeräth. 20 Reiswaagen und ebenso viel Kisten, alle das Berner Wappen tragend und wohl gefüllt mit Monturen, zwei davon mit den köstlichen Kleidern der Generalität, Hausgeräth, Proviant und Geld. Dann 4 große Flaschenzüge, 30 Centner Pulver, 3 Wagen voll Blei und Luntten, 2 Kisten voll eiserner Stückkugeln, eine große Kiste voll bleierner Stückkugeln, je ein Wagen voll Tartschen und Harzring, Granaten, Armeisen und Stricken, Schanzzeug und Werkgeschirr, Harnische, Hellebarden und Piken, Büchsen und Handrohr, endlich drei Trommeln und anderes mehr. An Geld sollen 200,000 Gulden, nach andern 200,000 Dukaten erbeutet worden sein.

Auf der Kirchberghöhe ob Villmergen fand bald nach Tagesanbruch ein Feldgottesdienst statt. Leutpriester Bisling hatte zu diesem Zwecke aus drei Trommeln einen Altar errichten lassen, auf welchem er die Messe las. Nachher hörte er etwa 60 Personen die Beichte und reichte ihnen die Communion. Im Lager herrschte noch immer dieselbe kühle Stimmung vor, die schon unmittelbar nach der Schlacht Platz gegriffen hatte, von Siegestrunkenheit keine Spur. Bezeichnend ist die Erzählung Bislings: „Als ich nach stattgehabtem Gottesdienst in Villmergen etwas genoß, hörte ich auf einmal Lärm, man stürmte mit allen Glocken, alles Volk lief den Berg hinan, „die Berner kommen,“ schrie man von allen Seiten. Natürlich war es blinder Lärm.“ Der thatenlustige Geist kam dem Heere erst einen Tag später zurück, als von Lenzburg die sichere Meldung eingegangen war, daß die Berner an eine energische Revanche vor der Hand nicht dächten.

Was das Verhalten des katholischen Oberbefehlshabers am Morgen des 25. anbelangt, so konnte dreierlei geschehen: entweder über die Grenze vorgehen und den Feind aufsuchen und schlagen, sei es bei Lenzburg oder wo immer man ihn trifft, oder sich auf dem erkämpften Boden in Villmergen zur Vertheidigung einrichten, um in einer zu befestigenden Stellung daselbst einem allfälligen Gegenangriff zu begegnen, oder endlich den Status quo ante herstellen, Villmergen und die Landesgrenze durch die Landestruppen

(die Freiämter) wieder besetzen zu lassen und mit dem Heere der Luzerner in die Cantonirungen nach Muri zurückgehen. Von diesen drei Möglichkeiten mußte die erste, der Angriff auf Lenzburg offenbar sofort aufgegeben werden. Trotz der großen Verluste des Feindes befand man sich immer noch in bedeutender Minorität, zwei feindliche Regimenter waren gar nicht zum Schlagen gekommen, der Feind war in der Lage, nicht unbeträchtliche Verstärkungen an sich heranzuziehen, im Fernern besaß er an Stadt und Schloß Lenzburg unter allen Umständen einen starken Rückhalt. Ohne Autorisation seiner Oberen den Krieg in das feindliche Land hinüber zu tragen und sich damit den Chancen eines jähen Rückschlages aussetzen, der den glänzenden Sieg wiederum in Frage stellte, konnte Venner Pfyffer nicht wollen. Das Natürlichste schien für ihn in der zweiten Alternative zu liegen: „Stellung nehmen, wo man ist und das weitere abwarten.“ Aber auch hiefür hat sich der Oberbefehlshaber nicht entschlossen, vielmehr ist er am 25. mit dem aus den Luzerner Compagnien bestehenden Gros des Heeres, den Gefangenen und Beutestücken wiederum in die früheren Cantonnements nach Muri zurückgegangen. Wenn der thatenlustige Oberbefehlshaber sich zu diesem Verfahren entschloß, so darf man als ganz sicher annehmen, daß ihn dazu sehr gewichtige Gründe bewogen haben müssen, und so weit wir sehen können, bestanden sie wohl in nichts anderm, als in dem lockeren Gefüge seines Heeres, dem heruntergestimmten Vertrauen der Mannschaft, auf welche die Strapazen des Gefechtes, die außerordentliche Kälte des Nachtlagers, wohl auch Mangel an Verpflegung und die jedem vor Augen liegenden Schrecken des Schlachtfeldes ihren Einfluß geübt haben, endlich vielleicht Mittheilungen über Verstärkungen, die der Feind erhalten habe und eine darauf gegründete Ueberschätzung seiner Stärke und Thatenlust. Jedenfalls ist anzunehmen, daß wenn Pfyffer die Möglichkeit einer Niederlage seines Heeres im Falle eines feindlichen Revancheangriffes nicht vorgeschwebt wäre, er sich für den Rückzug nach Muri und die Preisgebung des Schlachtfeldes kaum entschlossen haben würde. Zwar blieb Landvogt Wirz und Landschreiber Zurlauben mit den Freiämtern in Villmergen und den benachbarten Grenzdörfern zurück, allein es ist klar, daß wenn die Berner am 25. oder 26. wieder zur Offensive geschritten wären, sie sich so gut auf Boswyl hätten zurückziehen müssen, wie

dieß am 22. und 23. geschehen war. Der im Allgemeinen gut informirte katholische Autor der Schlachtbeschreibung in Band XX. Msc. der Zurlaubischen Sammlung sagt: Einige hätten zwar den Feind verfolgen wollen. Dieß sei aber unmöglich gewesen, weil 1) kein neuer Succurs zu hoffen gewesen, 2) schier keine Munition mehr vorhanden, 3) die Soldaten halb erfroren, 4) ganz hungrig waren und trotz der grimmigen Kälte seit mehreren Tagen keine warme Speise mehr erhalten hätten, 5) weil keine Ordnung mehr war und die Freiämter Bauern heim wollten, 6) mit einem Wort alle sehr ermüdet waren und Niemand keine Lust mehr hatte, und endlich 7) vor allen Dingen, weil die Herren Offiziere von Luzern durch Brief Befehl empfangen hätten, sich zu retiriren. In wie weit letzteres richtig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Das Heer wurde in Muri mit großem Enthusiasmus und unter dem Läuten sämmtlicher Glocken festlich empfangen. Die Gefangenen brachte man im Kloster unter, in Stuben, die nach Schilpli „auf An-
geben der Mönche solchergestalt überheizt worden seien, daß etliche vermeinten zu ersticken“. Andern Tags escortirte man sie nebst der ganzen Beute nach Luzern. Es kann nicht verwundern, wenn der gleiche Autor erzählt, wie die Gefangenen auf ihrer Reise, sowie beim Einzug in Luzern vielen „Bitternissen“ begegnet, die sich freilich in der Hauptsache auf die reiche Fluth von Spott- und Stichelworten beschränkten, welche sowohl die Bevölkerung der Ortschaften, durch die man marschierte, als auch nach Ankunft in der Hauptstadt, die unter ihren Fenstern liegenden Luzerner den „calvinistischen und bernischen Ketzern“ entgegenbrachten.

Doch wurden diese spöttischen Kundgebungen weit übertroffen von dem allgemeinen Enthusiasmus, mit welchem der lange Zug der erbeuteten Fahnen, Kanonen und Wagen, und vor Allem aus das vom siegreichen Heere ausgeschossene „gewaltige“ Cortège in Luzern empfangen wurde. Man läutete die Glocken und sang in feierlichem Gottesdienste das Te deum laudamus. Dem Einzuge wohnten auch die Gesandten der sogenannten Schiedsorte Basel, Freiburg und Solothurn bei. Sie waren am Tage der Schlacht von Sursee nach Luzern gereist, um hier ihr Friedenswerk weiter zu betreiben, unter Begleitung des Luzerner Offiziers Josef am Rhyn. Als sie auf die Sem-

pacher Allmend kamen, hörten sie aus der Ferne Kanonendonner, was den Gesandten „nicht wohl gefallen hat.“ „Als sie eine halbe Stunde auf der Allmend zugehört,“ erzählt die Handschrift von Jost Meyer-Amrhyn, „lauschend, ob das Geschützfeuer ob sich oder nid sich zöge, aber es bald nicht mehr hörten, haben die Herren von Basel gesagt, „o es hat gefehlt.“ Auf der Weiterreise wurden sie bei Rothenburg von einem mit Mistgabeln bewaffneten Haufen fanatischer Weiber angefallen und nur durch die Dazwischenkunft ihrer Begleiter vor schwerer thätlicher Mißhandlung bewahrt. Auch beim Einzuge in Luzern wurde den Ehrengesandten Seitens der Bevölkerung eine Aufmerksamkeit zu Theil, die von Sympathie sehr weit entfernt war.

Beim Luzerner Heere in Muri scheinen die Dinge inzwischen nicht zum besten gestanden zu haben. Aus den Briefen, welche Christoph Pfyffer am 26. und 27. an seine Regierung nach Luzern schrieb, geht hervor, daß er nichts Sehnllicheres wünschte, als die Offensive nach dem Bernergebiet so bald wie möglich zu beginnen, daß er aber davon durch allerlei widrige Dinge behindert war, unter denen offenbar die Unbotmäßigkeit einer Anzahl seiner Hauptleute, wie der Majore Amrhyn und Sonnenberg und wie es scheint, auch eine zusehends sich lockernde Disciplin der Mannschaft eine Hauptrolle spielte. Schon am Tage nach der Ankunft in Muri (26. Januar) bittet er die Regierung um Zusendung von 200 Dukaten, um die Soldaten „bei gutem Willen zu erhalten“. „Der Schrecken der Berner und das Flöchnen auf Bern continue, und wenn sie in das Bernische einziehen dürften, so hätten sie gewonnenes Spiel. Indessen wollten sie trachten, die Communication mit den Zürchern zu verhindern.“ Im Fernern bittet er, „des Major Jost Amrhyns Truppen in Eil zu completiren und Morgens wieder auf Muri zu schicken, auch dem Major Sonnenberg ernstlich anzubefehlen, mit seinen drei Compagnien bei dem Corps zu verbleiben, weil Zürich und Bern vorhaben, einen Paß an der Reuß zu bekommen und sich zu conjugiren, was zu verhindern sei.“ Im Fernern ersucht er um Zusendung von zwei „Stücklein“, 100 Musketen und 100 Mordaxen, sowie um regelmäßige Verabfolgung von Geld und Proviant. Von Lenzburg berichtet er, daß dort noch alles voll Jammer und Schrecken sei. In einem Briefe vom folgenden Tag (27.) klagt er, „daß so viel Zeit ohne Ver-

haltungsbefehl und also unnütz verstreiche und damit die gute Gelegenheit, von dem Schrecken der Feinde zu profitiren, vorbeigehe. Man hätte leicht bis Zofingen vorrücken können.“

Beim reformirten Heere in Lenzburg war offenbar am Tage nach der Schlacht der Schrecken noch vorherrschend, wenn gleich bei einigen unteraargauischen Compagnien, wie erzählt wird, der Ingrim und das Schamgefühl sich in dem Wunsche geäußert haben soll, wiederum an den Feind geführt zu werden und die Schlappe auszuwetzen. Solche Kundgebungen erhielten allerdings einige Unterstützung und Anregung durch die neuen Truppen, welche am 25. in Lenzburg eintrafen und welche nach Zimmerli aus „14 frischen deutschen Compagnien“ und nach Schilpli aus 2200 Mann, 20 Munitionswagen und einem großen Feuermörser bestanden. Erlach verhielt sich aber reservirt; er mochte fühlen, daß seine Mannschaft die Qualitäten für einen erfolgreichen Angriff noch nicht besitze, auch war offenbar vor allem aus die Ausrüstung zu ergänzen. Er ließ daher in Lenzburg die Trommel rühren und ausrufen, daß diejenigen, welche ihr Gewehr auf der Flucht dahinten gelassen, sich in das Schloß begeben sollten, um dort ein anderes Gewehr zu fassen. Im Fernern wurde um weitem Nachschub nach Bern geschrieben. Höchst seltsam ist die Behauptung von Zurlauben, daß ihm einige Zeit nach der Schlacht vom Feldmarschall Guy, von Oberst von Mollondin von Neuenburg und von andern Berner Offizieren erzählt worden sei, General von Erlach habe am 25. den Muth seiner Truppe dadurch auf die Probe stellen lassen, daß er aus einem auf der Seite von Villmergen gelegenen Walde 300 dort absichtlich versteckte Berner, welche feindliche Truppen vorstellen mußten, gegen sein bei Lenzburg aufgestelltes Corps habe vordringen lassen. Der Effect sei gewesen, daß das letztere schleunigst die Flucht ergriffen habe.

Schon am 26. hatte General von Erlach den Gedanken an die sofortige Wiederergriffung der Offensive definitiv aufgegeben und Tag darauf trat er mit Christoph Pfyffer in Correspondenz wegen den Blessirten, den Gefangenen und der Beerdigung der Todten. Ueber die Verwundeten verlautet nichts, wahrscheinlich sind alle, soweit sie nicht nach Lenzburg entkommen oder durch einen glücklichen Umstand in Villmergen oder benachbarten Orten verborgene

Unterkunft finden konnten, während der Nacht erfroren. Die Gefangenen, deren Zahl am meisten schwankt (nach Laufer 36, „die man alle mit Namen und Zunamen nennen könnte“, nach Zimmerli 66, nach Zurlauben 80), blieben 7 Wochen lang in Luzern auf dem Rathhause und wurden dann gegen Bezahlung von 400 Kronen für Kostgeld ausgelöst. Was die Beerdigung der Todten anbelangt, so wurden die katholischen, sowie ein Theil der reformirten schon am 25. und 26. von den Freiämter Bauern hier und dort in der Nähe von Villmergen beerdigt. Ungefähr 400 wurden im Bärenmoos, ebenfalls in der Nähe des Dorfes, in zwei großen Gruben beerdigt. Sehr viele reformirte Leichen lagen noch am 27. hart gefroren auf dem Felde herum. Es wurde General von Erlach gestattet, dieselben abzuholen. Einige waren nackt, andere bis aufs Hemd ausgezogen und ein großer Theil in bestialischer Weise verstümmelt, so daß, wie Schilpli schreibt, „weder der Vater den Sohn, noch der Sohn den Vater, der Bruder den andern und der Freund den seinigen“ mehr erkennen konnte. Sie wurden von den Bernern in 36 Leiterwagen über die Grenze geführt und in Amriswyl theils auf dem Kirchhof, theils auf freiem Felde begraben.

General von Erlach scheint sich mit der Benachrichtigung seiner Regierung nicht sehr beeilt zu haben, jedenfalls suchte er die bittere Pille nicht in allzu alarmirender Form mitzutheilen. Erst am 26. scheint man in Bern sichere Kunde von der beispiellosen Katastrophe gehabt zu haben. Die Acten enthalten nur ein kurzes Schreiben des Generals vom 25., worin er den kleinen Rath um Nachschub ersuchte. „Vor weilen in gestriger vorgegangener Action“, schreibt er, „eine gute Anzahl Gewehre theils zu unnütz abgegangen und zersprungen und theils von den Soldaten zurückgelassen worden, als will uns höchst nothwendig und von nöthen sein, uns also bald bis 800 oder 1000 Musqueten durch den nächsten sicher Weg, onverweilt anher zu senden.“ In einem Postscriptum fügt er dann bei: „Es gelangt mein nochmalig freundliches Ersuchen an meine hochgeehrte Herren, daß sie die ernstliche Insinuation gegen den Hr. Oberst von Wattenwyl thun wollend (dessen Regiment bei Payerne stund), daß er nunmehr anmarschire und sich conjongire, damit ich einen Theil der welschen Ußzuger, so dieses Unglücks nit die mindeste Ursach, wider nach Hause dimittiren kann.“ Darauf hat der General mit seinen zwei

Kriegsräthen aber noch einen ausführlichen Bericht über die Schlacht an seine Regierung geschrieben, der leider nebst so vielem Andern aus den Acten verschwunden ist. Der Kriegsrath Venner Frisching wurde mit demselben, sowie zur weitem mündlichen Berichterstattung nach Bern gesandt.

Der Eindruck, den die Nachricht in Bern machte, war ein überwältigender, Rath und Bevölkerung vernahmen die Kunde mit tiefem Schmerz, der lähmend wirkte und dem Gedanken an Revanche zunächst noch keinen Raum gab. Man betrachtete die Katastrophe als eine gerechte Strafe für die eigene Sündhaftigkeit, und somit als ein Ereigniß, das man mit Gottergebenheit hinnehmen müsse.

Das Protokoll des kleinen Rathes und der Zweihundert vom 27. Januar enthält nur die folgenden lakonischen Verfügungen, die allerdings deutlicher sprechen, als die längste Rede.

„Aus Anlaß des gestern Morgens eingelangten Schreibens von dem Herrn General und übrigen Kriegsräthen, was nachtheiligen Ueberfalls ihr Volk verschiedenen Montags von dem Feind zu Villmergen erlitten hat, ist (da man es mit Seufzern dabei bewenden lassen muß, mit Ansehung und Hoffnung eines guten Gegenstreichs) gerathen (beschlossen) worden:

1) Durch die Fürgschauer eine Ermahnung von Haus zu Haus thun zu lassen, die tägliche Predigt und Gottesdienst bei sonderlich diesen Strafzeiten fleißig zu besuchen, also daß aus jedem Haus mindestens eine Person oder mehr, nach Beschaffenheit, täglich die Kirche und Predigt besuchen soll.

2) Die deutschen und welschen Amtsleute, Freiweibel und Ammänner zu verpflichten, bei Strafe dafür zu sorgen, daß das tägliche gemeine Abendgebet in den Kirchen und wo man zu weit abgelegen, in den Gemeinden gehalten werde.

3) Die Geistlichen sollen hiezu ein Gebet aufsetzen und in die Druckerei geben.

4) Die Chorrichter sollen die Ordnung und Strafe des Wein- ausgebens und sonderlich des Zechens an Sonntagen exequiren und die Schlegelmäler durch Strafen verhindern.

5) Die Stadthauptleute sollen eine Verordnung erlassen, der zufolge die Spazierenden zu Pferd an Sonntagen nicht aus der Stadt gehen dürfen.“

Am gleichen Tage schrieb der kleine Rath an den General von Erlach: „Wir haben mit Herzeleid, sowohl aus euerm ausführlichen schriftlichen Bericht, wie auch aus unseres füngeliebten Mitrathes Herrn Venner und Generalauditoren Frischinger mündlich gethanen Relation verstanden, was maßen unserer Völker Action bei Villmergen unglücklich abgelaufen, welches wir allein und fürnehmlich unserer Sünden als eine gerechte, mehr denn wohlverdiente Straf zugemessen und deswegen uns in Demüthigkeit unseres Herzens zu der Gnad und Allmacht Gottes wenden, in der ungezweifelten Zuversicht, daß uns seine Güte in Gnaden wiederum anscheinen werde.“ Hierauf geht der kleine Rath zu den Begehren „unseres füngeliebten Generals“ über, die, so viel man sieht, auf rasche Nachsendung von Offizieren, Mannschaft, Geschütze und Geld gerichtet waren und welche der Rath in der Hauptsache ablehnen zu sollen glaubt. Für gute Offiziere zu sorgen, sei nicht seine Sache, die Vornahme neuer Werbungen sei Mangels der nothwendigen Geldmittel unmöglich, aus demselben Grund sei auch die Aufbringung von 200—300 Pferden unthunlich. Den Nachschub an Artillerie betreffend, so habe der kleine Rath dem Kriegsrath einen bezüglichen Befehl zukommen lassen; schließlich werden Waffenstillstands- und Friedenshoffnungen geltend gemacht, die uns mehr als alles andere erkennen lassen, welches der eigentliche Grundton in der Beurtheilung der Lage Seitens der maßgebenden Kreise der Berner Regierung war. Man war eben dahingekommen, die leichtlich beschlossene Unterstützung der Zürcher in ihrer Streitsache mit Schwyz als einen übereilten Schritt zu betrachten, den man nicht rasch genug, selbst mit Preisgabe der eigenen Staats- und Waffenehre zurückthun könne. Damit wird auch wieder der gute Eindruck verwischt, welchen die Ruhe und Würde hervorbringt, mit welcher der kleine Rath die schmerzliche Niederlage behandelt und wobei auf den Anführer, der doch an derselben einen guten, wenn nicht den größten Theil der Schuld trägt, auch nicht die leiseste unfreundliche oder gar tadelnde Nebenbemerkung fällt. So haben die Römer die Dinge nach der Schlacht bei Cannae nicht behandelt, wenn gleich die Senatoren dem zurückkehrenden General bis an das Thor entgegengegangen sind und ihm gedankt haben, daß er die Hoffnung an die Rettung des Vaterlandes nicht verloren habe.

Wohl mag von Erlach für die nächsten Jahre in Bern an Ansehen und Einfluß wesentlich eingebüßt haben, 11 Jahre später wird er aber wieder Venner der Stadt, 1673 General des 2. helvetischen Armeecorps und 1675 Schultheiß. Hochbetagt starb er am 21. Dezember 1699 in Spiez.

Luzern ehrte seine Sieger durch ein in überschwänglichen Ausdrücken gehaltenes Dankschreiben von Schultheiß, Rath und großem Rath der Stadt Luzern, an Stadtvenner Christoph Pfyffer, die Majore Sonnenberg, Amrhyn und Pfyffer, die Hauptleute und übrigen Offiziere insgesamt, in welchem auch der „gemeinen Soldaten beständiger Tapferkeit“ lobend erwähnt, vor allem aus aber „dem allmächtigen Gott, seiner übergebenedeiten Mutter Maria und dem ganzen himmlischen Chore, welche sich des Heeres als des „Instrumentes“ hres Willens bedienten, „aus innerstem Herzensgrund der allerdemüthigste und höchste Dank ausgesprochen wird.“ Da der Freiämter Führer hiebei keine besondere Erwähnung geschieht, richtete Christoph Pfyffer am 29. Januar ein Schreiben an Schultheiß und Rath von Luzern, durch welches er dieselben ersucht, auch dem Landschreiber Zurlauben ein Dankschreiben zukommen zu lassen, wegen seiner Thätigkeit und Lokalkenntniß, denen sowohl der überraschende Angriff auf Villmergen, als nachher die Erbeutung der feindlichen Artillerie zu verdanken seien. Die Regierung kam dieser Anregung nach durch ein sehr anerkennendes und lobendes Dankschreiben, das er Zurlauben unterm 31. Januar zukommen ließ. Um so befremdender ist es, daß am 11. Februar darauf Christoph Pfyffer im Namen der Majore, Hauptleute und aller Offiziere der Stadt Luzern das Gerücht dementiren mußte, daß Zurlauben, sowie auch Alphons von Sonnenberg sich wenig herzhaft gezeigt, ja sogar geflohen seien, Zurlauben überdies das Luzerner Heer habe „verrathen und hinterführen wollen“, endlich auch Hauptmann Leopold Feer die Artillerie schlecht befehligt und mit der „Munition schlechte Ordnung gehalten“ habe. Dem gegenüber bezeugt das Corps der Offiziere, daß alle drei sich als „redliche Cavagliere und wohlerfahrene Soldaten“ benommen hätten.